



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Erfolg und die Arten seiner Erreichung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

Menschenwelt ratlos — rechtfertigen können wir die Einrichtung der Welt nicht; trotzdem denken wir, es muss so sein, anders würde es nicht gehen. Also muss auch die menschliche Arbeit vermutlich nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses verlaufen und als Teil der Arbeit die Sprache. Hiermit ist jedoch zugleich das Geständnis abgelegt, dass es wol nicht möglich ist, das Princip überall bündig zu erweisen ¹⁾, wenn es auch oft genug mit unverkennbarer Deutlichkeit sich betätigt. Vielmehr werden wir an das Analogon der Fortpflanzung uns oft erinnert finden; ein Nahrungsüberschuss oder eine Nachäffung desselben ist da, er wird ausgeschieden, im Übermass, während ein Weniges ausreichend gewesen wäre, den gewünschten Erfolg zu erreichen. Für den Erfolg ausreichend, nicht ausreichend für den, welcher ihn anstrebt. Der Mensch nämlich, welcher sich als Redner oder sonst eröffnet, will nicht nur die Wirkung, sondern auch die Wirkung auf seine Weise, sodass die Art, sie hervorzubringen, ihn befriedigt. Seine Arbeit und Leistung selbst soll sein Gefühl befriedigen, der Erfolg soll hinzukommen. Darum dürfen wir nicht erstaunt sein, dass z. B. so viel Worte zu viel gemacht werden. Die trostlose Länge vieler parlamentarischer Reden etwa muss im Hörer oder Leser von Rechtswegen keinen Abscheu erregen, sondern die stoische Erkenntnis, dass die Redner den Erfolg auf ihre Weise suchen, dass uns das zwar nicht immer nach einem vernünftigen Grundsatz der Sparsamkeit zu geschehen pflegt, dass es aber anderwärts nach dieser Analogie auch hergeht, dass es so sein muss. Für den objektiven Erfolg ist die rednerische Eröffnung des Busens zu reichlich, für den subjektiven Erfolg, müssen wir schliessen, ist sie nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses geschehen. Wobei denn die Redner nicht ungünstig beurteilt werden, da man ihnen zutraut, dass sie noch viel, viel längere Reden hätten

1) Vgl. unten.

halten können, wenn sie nicht das den Redequell ausführende Rohr nach einem gewissen Erguss weise geschlossen hätten.

Die Frage, ob es Pleonasmen gibt, muss bejaht werden. Nicht nur in jenen paar Beispielen aus griechischen Dichtern (oben S. 180), auch in unserem Deutsch treten sie uns entgegen. Das Princip des kleinsten Kraftmasses war für die Alten auch giltig, so nämlich, dass zur Erreichung eines Erfolgs durch eine sprachliche Mitteilung weniger Worte auch genügt haben würden, dass aber das Gefühl des Redenden sich nicht auf andere Weise hätte genug tun können. Zudem hat die Form der Rede immer einigen, wenn auch schwer zu bestimmenden, Einfluss auf das Gemüt des Hörers, sodass es nicht gleichgiltig ist, ob man mit oder ohne Pleonasmus redet. Wir scheinen (wie Gerber bemerkt) dem Pleonasmus aber entschieden abgeneigter.

Sehen wir uns nun bei einem ebenso gelehrten wie feinsinnigen Kenner als W. Wackernagel (Poetik, Rhetorik und Stilistik ed. Sieber, 1873) nach einer Auswahl von pleonastischen Wendungen um, so ist die Ausbeute leider dürftig. Er zählt nämlich unter den Unangemessenheiten des Stils des Verstandes (opp. Stil der Einbildung) an siebenter Stelle p. 344 einige Beispiele auf davon, dass man einen Begriff, der schon in einem andern enthalten ist, noch für sich besonders bezeichnet: alter Greis, armer Bettler, tapferer Held, noch einmal wiederholen, ich beschränke mich nur darauf, nicht länger mehr, weiter fortfahren, etwas gewöhnlich zu tun pflegen, vollfüllen, loslösen. Aus Platen „Der Väter sonstgen Ruhm“. Eine solche Häufung störe die Deutlichkeit, indem sie ermüde, und äffe den Verstand, der mit jedem neuen Worte auch einen neuen Begriff erwarte und dafür mit dem neuen Worte auf den alten Fleck zurückgeschoben werde. Als Tautologien nennt er: nur wenigen gelingt es, sich die allgemeine Achtung und Liebe aller Menschen zu erwerben; einzig und allein, sintemal und alldieweil, einander gegenseitig, nur allein, be-

reits schon, wieder zurück, aus Platen ¹⁾: wenn lallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der Unkunst. Als neunter Fehler erscheint die Anhäufung von Synonymen z. B. der wahre, echte und aufrichtige Verehrer der Religion.

Für den Stil der Einbildung (p. 369 f.) ist die Anschaulichkeit nach W. zwar das charakteristische und wesentliche, aber keineswegs das einzige und ausschliessliche Erfordernis; der Poesie komme es vor allem (371) auf sinnliche Fasslichkeit an. Wenn man mit vielen unsrer Dichter Ausdrücke wie Degen und Recke wieder auffrischt, so sei damit nicht viel gewonnen, da die Gegenwart mit diesen Worten entweder gar keine Anschauung verbindet oder eine falsche.

Als eins der ältesten Beispiele von Hyperbel führt W (p. 401) einen Eber aus der Sanktgallischen Rhetorik an, der Füsse hat einem Fuder an Grösse gleich, Borsten so hoch wie Forsten und Zähne zwölf Ellen lang. Eine gewöhnliche Hyperbel ist es auch, wenn wir statt ich den plur. maiest. wir gebrauchen und wenn wir eine einzelne Person mit Ihr, Sie anreden. Über Wiederholung des Gleichen s. p. 418 f., über den Refrain p. 422, Anaphora und Epiphora p. 425, Epanalepsis p. 426, Echo p. 429, Alliteration p. 438 f.

Zu viel Worte machen ist aber noch wesentlich verschieden von wirklicher Übertreibung; diese kann, da es ihr nicht auf die Menge der Worte ankommt, mit einem einzigen ihren Zweck erreichen. Der Pleonasmus wirkt durch die Menge, die eigentliche Übertreibung durch den Grad.

Die Alten geben als Kennzeichen der Hyperbel den Verstoss gegen die Wahrheit an; *ὑπ. ἐστὶ φράσις ὑπεραίρουσα τὴν ἀλήθειαν ἀξήσεως ἢ μειώσεως χάριν*; Superlatio est oratio superans veritatem alicuius augendi minuendive causa; monere satis est mentiri hyperbolen, nec ita ut mendacio fallere velit; est autem hyperbole in usu vulgo quoque et inter ineruditos

1) W. liebt Platen offenbar nicht, p. 21.